

Kapitel 2

Mara

Ich kann kaum glauben, dass ich schon seit sechs Wochen hier bin.

Auf der Sonneninsel der Kanaren. Nur einen Steinwurf von Marokko entfernt. Auf der Insel, an die ich so hohe Erwartungen gestellt habe. Nicht etwa, weil hier das ganze Jahr über frühlingshafte Temperaturen herrschen.

Als ich Italien den Rücken kehrte, hoffte ich, auf Fuerteventura all die Antworten zu finden auf die Fragen, die mich schon ewig beschäftigen. Und noch bevor die Maschine auf Fuerteventura landete, hatte ich mich in die Vulkaninsel, die sich von ihrer rötlich-schwarzen Schwester Lanzarote mit weißen Sandstränden abhebt, verliebt.

Fast so sehr wie in Steve.

Was er wohl gerade macht? Tapfer blinzele ich gegen das starke Sonnenlicht an. Bestimmt liegen seine Hände auf den Hüften einer attraktiven Blondine, während er ihr dabei hilft, auf ihrem Surfboard die Balance zu wahren. Ein qualvoller Seufzer entfährt mir. Ich kenne niemanden, der seinen Job so sehr genießt, wie Steve es tut. Mein bester Freund aus Italien und verdammter Macho von einem Surflehrer.

Angestrengt starre ich auf die Sandbank unter mir, die von glasklarem Wasser umspült wird. Doch die weiße Dünenlandschaft, die zwischen uns liegt, reflektiert das helle Sonnenlicht so sehr, dass ich mir die Brille, die ich am Kiosk in *Morro Jable* erstanden habe, vom Kopf reiße. Weshalb habe ich nicht auf Steve gehört, als er behauptete, dass sich die Investition in eine italienische Designer-Sonnenbrille allemal lohnen würde? Vermutlich, weil ich bei dem Gehalt, das mir hier winkt, doppelt so lange dafür arbeiten muss wie zu Hause am Gardasee.

Schützend lege ich die Hand über meine Stirn und lasse den Blick über den Strand unter mir gleiten. Kilometerlang erstreckt er sich hinter den sandigen Hügeln, unter denen sich der Surfclub befindet. Dort, wo Steve seinen Lebensunterhalt verdient.

Ich entdecke eine Gruppe von Surfern, die im Begriff ist, sich in die Wellen zu stürzen. Von hier oben wirken sie nicht viel größer als Ameisen. Der Wind bläst mir ein paar Strähnen ins Gesicht und raubt mir die Sicht auf das kräftige Türkisblau des Atlantiks. Vergeblich versuche ich, mein Haar zusammenzuraffen, während mein Blick von den Surfern auf ihren Brettern zurück zum Strand wandert.

Da! Mein Puls schlägt wie ein Vorschlaghammer, so wie jedes Mal, wenn ich ihn irgendwo zwischen Katamaranen, Surfboards und Schülern ausfindig mache. Mit seinem leuchtend orangefarbenen Neoprenanzug ist er kaum zu übersehen. Wie magisch zieht es mich zu ihm. Er scheint gerade mit seinem Kumpel Ralf zu debattieren, der im Gegensatz zu uns das ganze Jahr über auf der Insel wohnt und mit meiner Freundin Sabine liiert ist. Sabine, eine Tierärztin aus Deutschland, leitet eine Auffangstation für Streuner und misshandelte Tiere, und in meiner Freizeit gehe ich ihr dort zur Hand.

Der Wind legt noch einen Zahn zu, sodass meine Füße wie in Treibsand versinken, als die feinen Körnchen über die Oberfläche der Düne hinwegfegen und mir wie feine Nadeln in die Knöchel piksen. Die nächste Böe lässt den Mini, den ich direkt hinter mir am Straßenrand

geparkt habe, bedrohlich wackeln. Oder liegt es an Mimi, der weiß-grauen Promenadenmischung, die ich abgemagert und halb verdurstet am Rande der sandigen Wüste aufgelesen habe und die bis jetzt geduldig im Auto gewartet hat?

»Alles okay?« Erneut fülle ich den Napf, den ich immer im Kofferraum mitführe, genauso wie einen Kanister mit Trinkwasser und etwas Trockenfutter. In den paar Wochen, seit ich hier bin, habe ich schon etliche Hunde und Katzen aufgelesen und zu Sabine gebracht. Zum Engel der Inseltiere. Ich kann kaum einschätzen, wie vielen verwahrlosten und misshandelten Kreaturen sie jeden Monat das Leben rettet und wie viele sie bereits erfolgreich vermitteln konnte.

Mimis Winseln lässt mich zusammenfahren. Dieser trostlose Blick aus braunen Hundeaugen erfüllt mich so sehr mit Mitleid, dass daneben sogar die Gedanken an Steves durchtrainierten Körper verblassen. Nicht, dass ich sein Sixpack jemals berührt hätte. Zumindest nicht außerhalb meiner Traumwelt, in der ich immer dann Zuflucht suche, wenn die nüchterne Realität mich wieder einmal einholt.

Ein letztes Mal inhaliere ich die Meeresluft, bevor ich mich hinters Steuer setze und zusehe, schleunigst dieser Windschneise zu entkommen.

»Armes Mäuschen«, murmelt Sabine, während sie zehn Minuten später mein abgemagertes Findelkind abtastet. Ein Kloß bildet sich in meinem Hals, so wie jedes Mal, wenn ich ihr ein verkümmertes Wesen bringe. »Sie hat sich von der Kette losgerissen. Ist ja auch kein Wunder.« Sie deutet auf Mimis verrostete Halskette, genauer gesagt auf das, was davon übrig geblieben ist. Sacht streichen ihre Hände über den geschundenen Körper, als sie mit der Untersuchung fortfährt. Mimi zittert dennoch wie Espenlaub. Ein Bündel voller Angst. »Kettenhaltung und Misshandlung durch Fußtritte«, mutmaßt meine Freundin, zu der ich mit großer Bewunderung aufsehe. »Das arme Ding ist zudem völlig dehydriert.«

Mein Magen zieht sich schmerzvoll zusammen, und ich versuche vergeblich, dagegen anzukämpfen. Ich habe die Tiere, die ich Sabines Obhut anvertraut habe, nicht gezählt und werde die Abscheu, die ich diesen Menschen gegenüber empfinde, niemals abstreifen können. Menschen, die sich daran ergötzen, hilflose Lebewesen zu quälen.

»Gibt es denn auf dieser Insel nur Tierquäler?!« Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich Sabine einmal mit Tränen in den Augen diese Frage gestellt habe. Damals stand ich neben ihr und musste mit ansehen, wie sie einem schwer misshandelten Hund die erlösende Spritze setzte.

»Die gibt es überall auf der Welt«, lautete Sabines ernüchternde Antwort. Noch während ich versuchte, den Kloß in meinem Hals loszuwerden, wunderte ich mich zum wiederholten Male darüber, wie abgeklärt sie ihren Job ausführte. Insgeheim fragte ich mich, ob die Tierärztin mit der coolen Art, die Steve mir als Ralfs Partnerin vorgestellt hatte und die mir beim Einleben auf der Insel behilflich war, wohl einen Panzer um ihr Herz trägt. Doch dann traf mich ihr klarer Blick, der an einen wolkenlosen Himmel auf der Insel erinnerte, und sie sprach die Worte aus, die mich noch heute ins Grübeln bringen: »Seit ich mich der Rettung der Tiere verschrieben habe, habe ich die Achtung vor der Menschheit verloren.«

Eine triste Aussage für die sonst so lebensfrohe Frau mit dem weizenblonden Haar und den strahlend blauen Augen. Einmal mehr fühlte ich mich ihr verbunden, obwohl wir abgesehen von der Tierliebe so gar nichts gemein haben. Rein äußerlich bin ich so ziemlich

das Gegenteil von ihr. Mit einem Meter siebzig für eine Italienerin weder allzu groß noch besonders klein. Eine klassische Brünette mit haselnussfarbenen Augen, widerspenstigen Locken und olivfarbenem Teint. Und das war's auch schon. Kein Mädchen, das auf einer spanischen Insel auffällt. Genauso wenig wie zu Hause. Schon als Kind wünschte ich mir Augen wie Sabine und träumte von Engelslocken.

»Na, na, jetzt mach doch nicht so ein Gesicht, als säßest du im nebelverhangenen Deutschland fest, bei Regen und frostigen Temperaturen!« Sabine reißt mich aus meinen Gedanken. Dann wendet sie sich Mimi zu und redet beruhigend auf sie ein. »Und dich bekommen wir auch wieder hin. Du wirst sehen, wir vermitteln dich an tierliebe Menschen.«

Erneut schlucke ich meinen Frust über herzlose Menschen wie Mimis Besitzer hinunter. »Fein, du bist die Beste!«, lobe ich sie, worauf Sabine mir ihr herzerwärmendes Lächeln schenkt. »Ach, ich wollte dir noch sagen, dass ich heute im Hotel den Nachmittagsdienst schiebe und dir erst morgen wieder zur Hand gehen kann.«

»Ist schon okay.« Sie tastet Mimi noch ein letztes Mal gründlich ab. »Nichts gebrochen. Zum Glück. Wie gefällt es dir eigentlich in diesem riesigen Hotelkomplex?«

Unschlüssig wiege ich den Kopf hin und her. Irgendwie habe ich es noch immer nicht richtig geschafft, mich dort einzuleben. Keine Ahnung, ob es daran liegt, dass ich in einem anderen Land bin, oder an Frau Esther, der Hoteldirektorin, die sich so merkwürdig gibt. Mir gegenüber und auch im Umgang mit den Gästen.

»Die Hoteldirektorin ist zuckersüß«, antworte ich schließlich. »Meiner Meinung nach zu süß. Und sie läuft in einem Minirock durch die Gegend, der in ihrem Alter schon peinlich ist. Bei einer Frau in dieser Position habe ich so etwas noch nicht gesehen.«

Sabine prustet los. »Die Männerwelt wird es jedenfalls freuen.«

»Na ja, zu den anderen Mitarbeitern ist sie nicht gerade freundlich. Meine Kolleginnen aus dem Service haben mir gesteckt, dass sie erst am Saisonende ihren Lohn erhalten. Das wäre undenkbar für mich. Wovon soll ich denn dann die Miete bezahlen? Und meine Mutter ...«

»Und was sagt Steve dazu?«

Steve? Als ob Machomann Steve sich um meine Geldangelegenheiten kümmern würde! Der muss doch erst mal darauf achten, nicht den Überblick über seine eigenen Finanzen zu verlieren.

Allein bei der Erwähnung seines Namens rutscht mir das Herz in die Hose. Betont lässig versuche ich mich an einer wegwerfenden Geste. »Ach der! Er hat Frau Esther neulich, als er mich an der Rezeption besuchte, ganz lapidar mit seinem Steve-Blick gemustert. Genauer gesagt ihre langen Beine. Und natürlich hat er kein Wort darüber verloren.«

Sabine lacht schallend. »Das sieht dem italienischen Frauenliebling ähnlich. Ich sage ja immer zu Ralf: einmal Surflehrer, immer Surflehrer.«

Sie hat gut lachen. Ihr Ralf mit seinem braunen Haar und den blaugrauen Augen ist zwar ebenfalls attraktiv, wahrt jedoch im Vergleich zu Steve eine angemessene Distanz. Vor allem der halb nackten Frauenwelt gegenüber, die sich in geradezu obszönen Posen am Strand reckt, um die Blicke der Surflehrer auf sich zu ziehen.

Trotzdem würde sich Sabine wohl kaum ein Bein ausreißen, wenn Ralf anders wäre. So wie Steve. Ein Playboy, der rein gar nichts unternehmen muss, um einer Frau prickelnde

Träume zu bescheren. In ihrer kühl überlegten Art meinte sie einmal: »Entweder ist Ralf mir treu oder eben nicht.«

Fassungslos sah ich sie an und bohrte nach: »Du würdest deinen Freund gewähren lassen, wenn du ihn mit einer anderen erwischst?«

»Natürlich nicht. Aber ich mache mich seinetwegen nicht verrückt. Sonst müsste ich ja die Tierstation zum Strand hinunterverlegen, wo ich das Treiben zwischen den Katamaranen und der Surferbude im Blick habe. Das wäre mir allerdings zu stressig. Deshalb denke ich mir immer: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.«

Da kann ich leider nicht mithalten. Wenn man verliebt ist, sollte doch auch eine gesunde Portion Eifersucht im Spiel sein. Oder nicht?

Falls ich irgendwann tatsächlich einen Mann finden sollte, der mich so magisch anzieht wie Steve und mich zwischen all den halb nackten Versuchungen überhaupt wahrnimmt, werde ich ihn bestimmt nicht kampflos ziehen lassen. Zu dumm, dass ich ausgerechnet eine Schwäche für Womanizer habe. Für solche wie zum Beispiel Lorenzo, meinen Ex-Chef in Limone. Und wie diesen verboten gutaussehenden Surflehrer, der mich gleich mit auf *seine* Insel geschleppt hat. Aus reiner Freundschaft natürlich. Bedauerlicherweise hat er bis zum heutigen Tag nie bemerkt, wie sehr ich ihn mag.

»Mara? Alles okay?«

»Ja, klar. Hast du mich etwas gefragt?«

Sabines Gesichtsausdruck lässt wie üblich nicht erkennen, was sie gerade denkt. »Ich wollte wissen, ob du und Steve heute Abend nach deinem Dienst zu uns zum Essen kommen möchtet. So gegen halb neun?«

»Gerne. Falls Mister Herzensbrecher nicht schon anderweitig verabredet ist.« Ich rolle mit den Augen.

Nachdem Sabine Mimi mit Zäpfchen und Wasser versorgt hat, hebt sie die Hündin behutsam vom Behandlungstisch, und ich begleite die beiden zu den überdachten Zwingern im Außenbereich.

»Du glaubst, er hat schon wieder etwas mit einer Urlauberin am Laufen?«, hakt Sabine nach, während sie Mimi vorsichtig auf dem Boden des Zwingers absetzt.

Blut schießt meinen Hals empork und breitet sich in heißen Wallungen auf meinen Wangen aus. Reflexartig sinke ich vor Mimi, die sich skeptisch in ihrem neuen Zuhause umsieht, in die Hocke und spreche ihr Mut zu. Daraufhin beginnt sie, jede Ecke ihres neuen Reiches zu erschnüffeln.

Ob Sabine gemerkt hat, wie sehr mich ihre Frage getroffen hat?

Ich beschließe, sie einfach zu übergehen.

»Ralf hat diesbezüglich nichts erwähnt«, kommt es nach einer kurzen Pause aus dem dahinter liegenden Zwinger, wo Sabine einen umgekippten Futternapf aufstellt. »Er meinte kürzlich sogar, dass Steve, seit er wieder auf der Insel ist, noch keine Frau angesehen hat. Ralf fand das ziemlich befremdlich.«

Ich antworte wieder nicht, da ich nicht weiß, was ich davon halten soll. Mein Herz hingegen weiß es schon. Es pumpt wie wild.

Stattdessen gibt sich Sabine selbst die Antwort. »Ich finde es toll. Wäre doch an der Zeit, dass der Schönling vom Gardasee langsam erwachsen wird. Schließlich ist er auch keine zwanzig mehr.«

Zögernd erhebe ich mich und gerate dabei leicht ins Schwanken. Gleichzeitig versuche ich, Sabines Kontrollblick auszuweichen.

»Komm schon.« Ihre Stimme nimmt eine sanfte Klangfarbe an. Ich verabschiede mich von Mimi und nehme gerührt zur Kenntnis, dass sie sich von mir behutsam zwischen den Ohren kraulen lässt. Sabine zieht mich von den Hunden weg, die neugierig den Neuankömmling beäugen und ihn schließlich bellend begrüßen. »Dass unser Weiberheld sich so ganz und gar untypisch benimmt, seit du da bist, hat bestimmt mit dir zu tun. Ich weiß, du würdest eher sterben, als es ihm zu sagen, aber du liebst ihn doch, oder?«

»Waaas?!«

Aber Sabine lässt nicht locker. Sie bleibt stehen und blickt mir direkt in die Augen. »Wie lange kennen wir uns schon? Fast zwei Monate?«

Ich nicke nur und spüre auf einmal eine Last auf meinen Schultern, die mich in den Vulkanboden zu rammen versucht.

»Vom ersten Augenblick, als ich euch zusammen sah, wusste ich, dass ihr ein Traumpaar abgeben würdet«, fügt Sabine jetzt auch noch hinzu.

Ich verschlucke mich beinahe an einem Gemisch aus Sand und Speichel und muss mich mehrmals räuspern, bis ich wieder einigermaßen Luft bekomme. »Sag mal, Sabine, hast du zu lange in der Sonne gebadet?«, fahre ich sie an. »Hör sofort auf mit dem Blödsinn! Steve und ich ... wir sind bloß Freunde. Nicht weniger und nicht mehr!«

»Gut zu wissen.« Breit grinsend zeichnet sie mit der Spitze ihrer orthopädischen Schlappen etwas in den Sand, mit dem der Boden ausgestreut ist. »Ihr seid beide Singles und gut aussehend ...«

»Letzteres trifft ja leider nur auf ihn zu.«

»Weshalb bist du so kritisch und unzufrieden mit dir?« Abermals sieht sie mich an. Beinahe streng und unerbittlich. Das helle Blau ihrer Augen weicht einem Marineblau, das an den tiefen Ozean weiter draußen erinnert. »Solange du dich selbst nicht schön findest, wird er es auch nicht tun. Das weißt du aber schon, ja? Dann sieht Steve weiterhin in dir nur die gute Freundin.«

Energisch werfe ich den Kopf in den Nacken, wobei mir die Sonnenbrille zu Boden rutscht. Als ich sie aufheben will, erkenne ich, was Sabine mit ihrem Schuh auf den Boden gezeichnet hat: ein Herz. Seufzend richte ich mich wieder auf und platziere die Brille auf meinem lockigen Haar.

Sabine hat ja recht. Mit allem. Trotzdem, Männern gegenüber sollte man immer auf der Hut sein. Das sagte schon meine *Nonna*. Doch meine Mutter hat sie offensichtlich nicht gewarnt, sonst wäre deren Leben und das von Marco und mir anders verlaufen. Wie konnte Mama sich bloß mit einem Mann einlassen, von dem sie nicht einmal den richtigen Namen kannte?

»Du bist ohne Vater aufgewachsen, nicht wahr? Klar bist du Männern gegenüber misstrauisch. Aber Steve ist doch ... ein Sonnenschein!« Sabine kann es nicht lassen, in diesem leidigen Thema herumzustochern. Und dabei trifft sie gleich zwei wunde Punkte auf einmal.

»Ein Schwerenöter würde es wohl besser treffen!«, entgegne ich verdrossen und sehe dabei Steves sonnengebräuntes Gesicht vor mir. Die wasserblauen Augen, die an das glasklare Meer am Surferstrand erinnern. Sein umwerfendes Grinsen, das jeden Regentag auf

Fuerteventura in einen Urlaubstag verwandelt – und jedes weibliche Wesen in eine billige Schlampe.

Sabines Hand liegt beharrlich auf meiner Schulter. »Setze dir diesen Winter doch ein Ziel«, schlägt sie vor. »Zum Beispiel, deine inneren Dämonen zu bekämpfen. Und damit meine ich nicht nur, dass du dich Steve öffnen sollst.«

»Du sprichst von meinem Vater?«

Sabines Blick bestätigt meine Vermutung. »Hast du denn nichts über ihn herausgefunden? Ich wollte dich bisher nicht mit Fragen bedrängen. Aber jeder, der dich kennt, weiß, dass du unter dieser Ungewissheit leidest. Und wenn ich dir irgendwie helfen könnte ...«

Entschieden hebe ich die Hand. »Nein, lass gut sein! Ich fürchte, ich habe mich bisher zu wenig darum gekümmert. Wahrscheinlich aus lauter Angst, ihn tatsächlich zu finden. Was wäre dann? Aber du hast recht, jetzt gehe ich es ernsthaft an. Und danke für dein Angebot, aber ich muss es alleine schaffen. Es handelt sich doch um *meinen* Vater. Und den möchte ich selber finden.«

In diesem Moment wird mir schmerzhaft bewusst, dass er der Grund für das miese Gefühl ist, das mich anderen Menschen gegenüber so argwöhnisch macht und sich wie ein roter Faden durch meine Kindheit und Jugend zog. Niemals konnte ich mich länger als ein paar Monate auf einen Jungen einlassen. Jede Beziehung, aus der möglicherweise etwas geworden wäre, erschreckte mich, und ich warf sofort den Rettungsanker. Vermutlich verliebe ich mich deshalb in Männer wie Lorenzo und Steve. Männer, die unerreichbar sind für Frauen wie mich.